

Frau Frecka Irrlicht

Eine Gespenstergeschichte von Elisabeth Danthenday

Frau Frecka Irrlicht legte das Gespensterbuch aus der Hand und lachte laut auf.

„Wie kommt es, daß Frauen nie mit Gespenstern zu tun haben?“ sagte sie zu ihrem Papagei.

„Ich kenne Hunderte von Gespenstergeschichten, in denen Männer umgehen oder umgegangen werden, von Frauen kenne ich keine.“

„Kenne ich keine“, entgegnete Hafi, der Papagei.

Frau Frecka liebte es, mit Hafi zu sprechen. Er hatte die angenehme Eigenschaft, geduldig zu warten, bis sie ihr letztes Wort sagte und es ihr dann, eine Oktave höher gelegt, zu wiederholen.

Das hatte etwas sehr beruhigendes für Frau Frecka, denn so behielt sie immer recht und hatte immer das letzte Wort in doppelter Weise, und ihre Gedankengänge oder vielmehr Sprünge konnten so ungestört auf ihren Seilen tanzen. „Ja, wie kommt das?“ rief Frau Frecka und lief ans Fenster, wo eben der Herr mit dem grauen Zylinder vorüberging, der seit einigen Tagen ihr Nachbar war. Er kam ihr so merkwürdig bekannt vor, und doch konnte sie sich mit dem besten Willen nicht erinnern, wo sie ihn schon gesehen hatte.

„Wie kommt das?“ wiederholte Hafi.

„Du bist dumm und wirst es nie wissen“, entgegnete Frau Frecka vom Fenster her und stand auf den Zehen und machte einen langen Hals, um zu sehen, welchen Weg der Herr mit dem Zylinder nahm. Als er um die Ecke bog, kehrte sie zum Tische zurück, stützte beide Arme auf den Tisch, legte den hübschen Kopf hinein und sprach weiter, ob mit sich selbst oder mit Hafi, das wußte sie nicht, aber das war auch gleichgültig, denn sie war zu sehr vertieft in ihre Gedanken, um auf etwas anderes zu achten. Hätte aber sicher das Zwischenspiel der höheren Oktave sehr vermißt, wenn es nicht von Zeit zu Zeit immer wieder eingeseht und sie damit quasi immer wieder in Schwung gebracht hätte.

„Vielleicht, weil die Frauen solche Angsthasen sind und die Gespenster bei ihnen keine Zeit haben, ihre Evolutionen vorzuführen, denn sie fallen doch gleich in Ohnmacht vor ihnen und können dann nichts weiter erzählen, als daß sie das Gespenst gesehen haben, und das ist dann zu wenig.“

„Das ist dann zu wenig“, piepte Hafi.

„Auch gibt es gar keine weiblichen Gespenster. Was sagst du, Hafi? Ja freilich, die berühmte weiße Dame von Schottland und im Potsdamer Schloß — aber, mein Gott, wer wird sich vor einer weißen Dame fürchten, das wäre zu lächerlich.“

„Zu lächerlich“, bestätigte Hafi.

Es war mittlerweile dunkel geworden. Frau Frella griff an die elektrischen Knöpfe und ging zu ihrem Toiletentisch, um sich für das Theater anzukleiden.

Sie war zwar noch im Trauerjahr für ihren Gatten, aber das untergrub ihre zitternde Lebenslust nicht, die in den fünf Jahren ihrer Ehe eher mehr als weniger geworden war.

In ihrem Gewissen fühlte sie sich völlig beruhigt, hatte sie doch dem Manne gegeben, was des Mannes war, und von ihm genommen, um dessentwillen sie ihm das andere gegeben. So waren sie quitt. Das Plus der Liebe hatten sie beide nicht voneinander erwartet.

Sie strakte und rockte sich wohligh vor dem großen Spiegel und fühlte, wie ihr hier im Strome der Großstadt Schicht um Schicht, die aufgezwungene Fremdheit zu sich selbst abfiel und langsam und sicher das Eigentliche ihres Wesens zur Oberfläche austauschte, das sie wie etwas ganz Neues, nur fern Beobachtetes mit seltsamer Neugier zu erkennen suchte.

„So könnte ich selbst als weiße Dame spuken gehen“, sagte sie lachend, als sie sich in ihren eleganten weißen Dessous im hohen Spiegel erblickte, denn ihre Gedanken waren noch immer in dem Gespensterbuch verfangen, in dem sie eben gelesen. Sie drehte sich kokett um sich selbst und lächelte ihrem sehr reizenden Bilde zu.

„Wäre da wohl etwas zu fürchten daran — wie, Hafi?“

„Zum Fürchten?“ frug Hafi mit schmeichelhaftem Tonfall.

„Überhaupt fürchten — es sollte nur eins kommen“ — sie meinte natürlich ein Gespenst — „ich würde mich nicht fürchten.“

„Doch, du würdest dich fürchten!“

War das Hafis Stimme — aber sie war ja zwei Oktaven tiefer als die seine.

Frau Frella blieb der Mund offen.

Die Bürste fiel ihr aus der Hand und sie starrte entgeistert in den Spiegel, wo sie hinter sich, mitten aus der Wand heraus, die hier ohne Lücke war, den Herrn mit dem grauen Zylinder eintreten sah.

„Ja, ja, nun ist es da“, sagte er mit höflicher Verbeugung.

Frau Frella erwiderte unwillkürlich die Verbeugung, merkte aber dabei, daß sie sehr defolletiert da stand, griff nach ihrer seidenen Peignoir und dann drehte sie sich endlich um. Aber sagen konnte sie noch immer nichts.

„Fürchten wir uns noch immer nicht?“ sagte der graue Zylinder mit verbindlichem Lächeln.

Frella wollte antworten, aber sie fühlte sich noch immer wie gelähmt im Baumen. Sie sah hilflos zu Hafi auf, der doch sonst jeden fremden Gast mit Fegen von Redensarten überschüttete — aber der hing tot mit einem Bein am Ringe und schaukelte, den Kopf nach unten, in der Luft hin und her, als ob er von einem starken Zugwinde bewegt würde.

„Der ist tot“, sagte der Zylindermann.

„War das nötig?“ fragte plötzlich Frella, die durch den neuen Schreck über den ersten weggekommen war.

„Si sieh!“ sagte das Gespenst und trat einige Schritte näher, „die Sprache wiedergefunden, das freut mich, freut mich sehr.“ Und er streckte ihr die Hand hin, die in tadellosen grauen Glacé steckte.

Frella wich zurück und wäre fast in den Spiegel getreten.

„Also doch Angst“, sagte der Graue.

„Keine Spur“, antwortete Frella und klapperte mit den Zähnen.

„So geben Sie mir doch die Hand.“

Mit einem mutigen Ruck legte sie ihre kleine Hand in die große des Grauen. Er packte hastig zu und hielt sie fest. Da ging ihr ein eiskalter Strom durch den ganzen Körper, vom Scheitel bis zu den Zehen, und sie fiel fast bewusstlos in einen Sessel. Sie versuchte die Hand aus dem harten Griff des Mannes zu lösen, aber der ließ nicht locker, und sie fühlte, wie die Wärme ihres Blutes in seine leere Kälte überströmte.

„So ist's schön — so ist's herrlich“, sagte der Graue. „Besseres konnte mir nicht geschehen. Solch Heißglühendes aus jungem Blute, das tut wohl. Lassen Sie nur und strengen Sie sich nicht an, wenn mir warm ist, lasse ich ihre Hand schon von selbst los. Aber geben Sie mir doch die andre, dann geht es schneller.“

Und er nahm auch die andere, setzte sich ihr gegenüber in einen weichen Fauteuil und starrte ihr in die Augen. Merkwürdig hohl und gelb war das Gesicht, so wie ein rechtes Gespenst aussehen muß, die Augen hinter der Brille waren leer und doch glühte es wie ein ferner Schein aus ihnen heraus.

Da wurde es Frau Frella seltsam zumute.

Immer kühler wurde ihr ums Herz und plötzlich konnte sie laut lachen und sagte: „Wenn Sie glauben, ich fürchte mich, da irren Sie sich sehr.“

Der Graue ließ ihre Hände los, er war ganz rosig im Gesicht geworden und die Augenhöhlen schienen einen Blick zu haben.

„Das soll mich sehr freuen, meine Gnädige, wenn ich endlich einmal eine vernünftige Dame fände, suche schon seit dreihundert Jahren nach dieser Karität.“

„Dreihundert Jahre!“ rief Frella, und es wurde ihr doch etwas schwarz vor den Augen.

„Wundern Sie das? Für ein Gespenst ist das doch wahrlich kein Alter — aber Sie sind ganz weiß geworden.“

„Das kann schon sein — man muß sich doch erst daran gewöhnen, mit einem Gespenst zu verkehren.“

„Judem bin ich noch in den besten Jahren — gerade 36 war ich, als mir das geschah.“

„Was war das?“ rief Frella in höchster Spannung, denn alles in ihr brannte darauf, die Geschichte dieses Gespenstes zu erfahren. Aber er tat, als höre er die Frage nicht. Stand auf, richtete sich stramm zu voller Höhe auf und trat unter die elektrische Lampe.

Das grelle Licht durchleuchtete und umflutete das Gesicht des Gespenstes und hob alles Schattenhafte darin auf und straffte die Züge, und sie sah in ein noch junges, leidenschaftlich erregtes Männergesicht.

„Blutwärme, Blutwärme“, murmelte er und rieb sich die Hände mit dem wonnigen Empfinden, die Wärme darin pulsieren zu fühlen.

„Aber meine Gnädige, Sie scheinen zu frieren — doch vielleicht etwas Befangenheit — um nicht Angst zu sagen.“

„Lächerlich“, sagte Frau Freffa, „aber ich bin noch im Negligé — gehen Sie bitte ins Nebenzimmer, bis ich mich angezogen habe.“

„Unnötig, ganz unnötig — wir sehen auch durch Mauern und Wände.“

„O wie gräßlich!“ rief Freffa entsetzt.

„Ja, sonst wäre ich nicht bei Ihnen erschienen. Sah Sie schon oft durch meine Zimmerwände, und da ich für diese Nacht eine schöne Frau brauche. . ?

„Diese Nacht?“

„Sie scheinen vergessen zu haben, daß heute Sylvester ist.“

„Ach richtig, und ich wollte eben ins Theater gehen, muß mich nun aber beeilen.“

„Sie werden mich doch nicht allein lassen wollen? Lassen Sie das Theater — ich lade Sie zu einem *dance macabre*, der Sie sehr amüsieren und Ihnen unvergesslicher bleiben wird als je eine Theatervorstellung.“

„Gehen Sie doch ins Nebenzimmer“, sagte Freffa.

„Gern, gern — mit und ohne Wand mir angenehm, Sie zu sehen“, sagte der Graue mit höflicher Verbeugung und ging fort.

Frau Freffa schlotterten die Knie, als sie allein war, und am liebsten hätte sie sich auf das Bett geworfen und geweint, zugleich fühlte sie aber eine wahnsinnige Aufregung und brennende Neugier, wie das alles weitergehen würde. Zudem wußte sie, daß der dort sie durch die Wände sehen konnte, und er sollte nicht glauben, daß sie sich fürchtete — nein sie wollte die grausliche Sache erleben, das war sie sich schuldig nach all den Jahren tödlicher Oede in dem Nest, wo sie die Langeweile ihrer Ehe verlebt hatte. Wie hatte er doch gesagt — *dance macabre*, — nun das klang ja wie ein lodendes, bitter-süßes Rätsel, denn Madame verstand kein Französisch.

Sie warf einen leichten Blick in den Spiegel, nahm ihren Pelz und ging zu ihrem seltsamen Gast in das andere Zimmer. Daß ihre Hände ein wenig zitterten und die Rinnladen nicht recht im Scharnier schlossen, konnte ihr niemand als Angst auslegen, es war mehr die intensive Spannung auf ein endliches Erlebnis.

Der Graue stand bei ihrem Eintritt am Fenster, das er geöffnet hatte, und machte allerlei seltsame Zeichen mit den Händen zum Horizonte hin.

„Ah, Sie haben sich sehr schön gemacht — bei mir müssen Sie schon vorlieb nehmen — Nebingote, siebzehntes Jahrhundert — aber heute nähert man sich dieser Mode wieder. Darf ich bitten?“ und er wies zum Fenster hin, wo sich mittlerweile ein seltsames feuerrotes Gefährt unhörbar niedergelassen hatte, es war ein Mittel Ding zwischen Flugzeug und Auto und schien aus glühendem Eisen gebaut. „Bitte, keine Angst, es brennt nicht, ist nur angenehm warm, was uns auf unserer Fahrt durch die Winternacht sehr wohl tun wird, denn Sie sind ja sehr leicht angetan und ich — nun, ich friere immer ein wenig, und heute kommt noch mancherlei Aufregung dazu.“

Er trat ihr voraus in das Gefährt, Freffa stieg auf den Stuhl am Fenster, und dann hob sie der Graue mit weltmännischer Grandezza zu sich herein.

Unhörbar ging dann die Fahrt steil hinauf in den winterträglich klaren Sternenhimmel.

Unten leuchtete der Schnee auf Straßen und Dächern. Viel helles Licht lag über allem, fiel aus den Fenstern und kletterte über Dächer und Altanen und zitterte hoch oben über der Stadt an den elektrischen Reklamemasten auf. In den Straßen drängte sich ein dunkles Gemenge sich kreuzender Schatten.

„Wie unheimlich still es ist“, sagte Fretta, „Rotor und Propeller geben keinen Laut.“

Der Graue lachte. „Wir fahren ohne diesen Notbehelf. Die Kraft des Urwillens trägt und hebt uns. Heute bin ich wieder mit ihm verbunden — heute ist meine letzte Nacht der Verdammnis.“

Ein wahn sinniger Graus erfaßte Frau Fretta. Hier mitten in der Nacht zwischen Himmel und Erde mit einem Gespenst allein, wie konnte sie nur so hinüberbrannt wahrwichtig gewesen sein, auf diese Fahrt sich einzulassen. In furchtbarem Entsetzen sprang sie auf. „Was wollen Sie, Gnädige — wir fahren zwischen Zeit und Ewigkeit — wollen Sie in den Abgrund springen, der zwischen beiden klafft?“ Er legte ihr die Hände auf die Schultern und zwang sie zum Niedersitzen, und von seinen kühlen Händen kam eine seltsame Beruhigung über sie.

„Sie wollten doch etwas erleben, und Sie waren so mutig — sonst wäre ich nie zu Ihnen gekommen, mit Damen, die in Ohnmacht fallen, können wir nie in Verbindung kommen, und ist das nicht sehr interessant, so mütterseelenallein mit einem veritablen Gespenst im Höllenwagen durch die Nacht zu fahren — welche Frau vor Ihnen hat je ähnliches erlebt? Eine Sensation ersten Ranges wird Ihnen zuteil, Ihr brennendster Wunsch erfüllt sich, und Sie wollen feige wie alle andern Weiblein schon im ersten Akt zurückhufen — eh —?“

Das ging Frau Fretta doch gegen ihre Eitelkeit. Sie riß alle Energie zusammen.

„Und was kann Ihnen auch geschehen“, sagte der Graue — höchstens —“

Aber sie wollte gar nicht wissen, was ihr höchstens geschehen konnte. Sie stachelte alle ihre Neugierde auf, gab sich einen Ruck und schaute dem Grauen voll ins Gesicht.

„Nun will ich aber endlich wissen, wer Sie sind und woher Sie mit so seltsam bekannt erscheinen.“

„Wünsche mir nichts Lieberes, als das. Bestimmen Sie sich einmal — wo waren Sie gestern Abend?“

Frau Fretta besann sich. Gestern schien eine Ewigkeit zurück. „Gestern — gestern —“

„Nun, als Sie die Treppe hinaufgingen, stand eine Dame am Geländer und schaute in den großen hellerleuchteten Saal, und Sie fragten sie etwas, erhielten aber keine Antwort, und so fragten Sie noch einmal.“

„Ach ja — jetzt weiß ich — im Panoptikum — das war die Dame aus Wachs.“

„Sie blieben sehr lange bei den interessanten und lehrreichen Sachen stehen — und dann endlich, nachdem Sie mehreremal an der Türe eines gewissen geheimnisvollen Kabinetts vorübergegangen waren, zwischen brennender Neugier und tödlicher Angst schwankend — legten Sie endlich doch Ihre elegante Hand auf den Drücker und traten ein.“

„Ah — die Schredenstammer.“

Sie erinnerte sich plötzlich an alles und stieß einen lauten Schrei aus — aber ihre Stimme blieb ihr im Halse stecken, hier oben im luftleeren Raum gab sie keinen Ton.

„Mörder!“ — schrie sie — „Mörder!“

„Ja, ganz recht — aber strengen Sie sich nicht so an, ich verstehe Sie auch ohne jeden Laut und auch Sie verstehen mich nun ohne Worte.“

„Ja, in der Gruppe der Mörder sahen Sie mich und da ich der eleganteste derselben war, blieb Ihr Auge an mir haften und Sie nahmen mich allein von allen umher in Ihrer Erinnerung mit und das merkte ich, und da ich heute am letzten meiner erdgebundenen Tage noch einmal für eine Nacht meine Erdenfreiheit zurückerhielt, wollte ich sie mit Ihnen verbringen, da ich von Ihrem unter Frauen so seltenen Mut entzückt war.“ Er rückte ihr ein wenig näher.

Aber Frau Fretta lehnte sich in die äußerste Ecke und schrie: „Mörder!“ — „Mörder!“, immer lauter, je weniger auch nur der leiseste Schall aus ihrem Munde kam.

„Was wollen Sie, Verehrteste? Mörder aus Liebe ist doch kein Verbrechen — wurde deshalb auch weder gehängt noch gerädert, sondern glänzend freigesprochen — nur die oberen Zehntausend der Heiligen wollten mich so nicht bei sich aufnehmen und legten mir die Strafe auf, in mein Wachs- bild unter den berühmten Mördern zu fahren, das sofort nach meinem weltberühmten Prozeß bei Madame Tiffaud aufgestellt wurde, und dreihundert Jahre mußte ich da stehen und alle Höllequalen des brennenden Don Juan ertragen, ohne mich rühren zu können. Die Mide vieler schöner Frauen ruhten in Entsetzen und Mitleid und Neugier und perverser Lust auf mir und sie wußten nicht, daß ich selbst aus den Augen des leblosen Wachskörpers sie anschaute und konnten sich das seltsame Frösteln und Schauern nicht erklären, das ihnen unter meinen Wliden vom Scheitel bis zur Zehe fuhr. Auch Ihnen ging es so.“

Fretta war dem Grauen etwas näher gerückt. Ein Mord aus Liebe — ja, das war verzeihlich und interessant.

„Wie viele haben Sie umgebracht?“ flüsterte sie fast zärtlich.

„Nur elf — nur elf!“

„Aqua Toffana?“ fragte sie verschämt und empfand sich tief eingeweicht in die schwarze Kunst, obgleich sie dies Wort gestern zum erstenmal gelesen hatte.

„Oh“, sagte der Graue, „es gibt feinere Dinge — aber lassen Sie uns von etwas anderm sprechen“ und nun rückte er etwas näher.

„Wie heißen Sie oder hießen Sie?“

„Ich heiße noch immer bis zur letzten Minute, die ich vor dem Tore der Toten bin — Graf Rodriguez Rinho de Suero, meine Gnädige.“

Der Graue machte eine Pause, um die Wirkung dieses schönen langen Namens ein wenig eindringen zu lassen.

Frau Fretta atmete tief auf, wie in einen Mantel von Vornehmheit fühlte sie sich von dieser lang hinschleppenden, adelsprunkenden Melodie um-

hüllt. Und als der Graf immer näher rückte und seine Hände unter ihrem Pelze ihre nackten Schultern suchten, hielt sie tapfer stand.

„Wärme, Semora, Wärme, noch einmal die Wärme des Weibes spüren, ehe der Untergang kommt; diese letzte Gnade wollet mir gewähren!“

Es ging wie ein Eisbauch über sie hin, und ein seltsamer Duft von Schimmel und Moder wehte sie an. Hart wie Eisen lagen seine Hände auf ihr und die Sinne wollten ihr schwinden, als er sich zu ihr neigte, um sie zu küssen, sie wäre nun doch in Ohnmacht versunken. Aber da fiel plötzlich der feurige Wagen senkrecht in die Tiefe.

„Ach“, stöhnte der Graf, „sind wir schon da, man sucht uns, sehen Sie da unten.“

Frezza schaute hinunter, da blinkte und blühte es wie aus tausend Fenstern aus einem weiten, schneehellen Schlosse heraus.

„Das ist das Chateau des morts, man erwartet uns.“

Der feurige Wagen fiel immer schneller zur Tiefe hinunter, mitten in ein Meer grellgrün strahlenden Lichtes hinein und hielt vor dem schneehellen Schlosse.

Der Graf stieg aus und half Frezza aus dem Wagen.

„Wo sind wir?“ fragte sie gebendet und erschüttert von dem Glanz und der wahnsinnigen Bewegung.

„In Ultima Thule.“

„Wo ist das, das kenne ich nicht“, sagte Frezza angstvoll.

„Das tut nichts — etwas erleben, das ist die Hauptsache, wo ist einerlei.“

Das war ja nun auch ihre Meinung und so versuchte sie durch das Meer des unheimlichen Lichtes hindurchzudringen und zu erkennen, was da vor sich ging.

Der Graf nahm ihren Arm — ha, wie sie froh, daß ihr die Zähne zusammenschlugen.

„Werden bald warm sein, carissima — nun gehts zum Tanz.“

Als Frezza endlich wieder sehen konnte, stand sie vor dem hohen weiten Thor des Schlosses, goldene Treppen führten hinauf und goldene Säulen standen in langer Reihe nach rechts und links.

Von innen heraus quoll der Strom einer wilden bacchantischen Musik, und als sie in den Vorraum traten, rasselte es seltsam, wie wenn alte rostige Ketten aneinanderklirrten.

Zwölf Totengerippe standen stramm und salutierten, ein dreizehntes schritt würdevoll zur Saaltür und öffnete sie vor den beiden.

„Nur Mut — nur Mut — es kommt noch mehr“, flüsterte der Graf und hielt Frau Frezza wie mit Eisenklammern. Ihr verging Hören und Sehen, und sie hing wie ein welkes Epenlaub an seinem Arm.

Der Saal, in den sie eintraten, war erfüllt von einem wilden Taumel, eine Orgie der Bewegung jagte durch den Raum. Arm in Arm lagen sich Mann und Weib und drehten sich in einem Wirbel des unerhört rasenden Tempos der schrillen Musik, die mit dem stehenden Orkan des Lichtes zu einer Symphonie des Wahnsinns zusammenstieß. Sechs rote Trabanten in grellen Scharlachmänteln kamen ihnen entgegen, verneigten sich tief vor dem Conte und führten sie zu einem goldenen Gestühl, in dem in leuchtender

Pracht ein redenhafter Mann in königlicher Haltung saß und mit sardonischem Lächeln in die rasende Menge blickte.

Der Conte machte seine Reverenz, dem ein huldvolles Nicken antwortete.

Frezza wußte kaum noch, ob sie lebte. Ihr Blut schäumte in wildem Aufruhr, in dem Angst und Neugier und seltsame Erregung umeinander wirbelten.

Vor lauter Licht, Bewegung und Musik hörte und sah sie zuerst nichts. Allmählich nahm sie erst das einzelne auf.

Und was sie sah, war fürchterlich.

Alle tanzenden Paare waren oben in höchster Gala, gekleidet in kostbare Kostüme der letzten Jahrhunderte, aber unten von den Knien an, waren sie nackt, Männer und Frauen, und alles Nackte war klapperndes, schlotterndes Totengebein. Und das schauerliche Rasseln, das von all diesen rasend umhertobenden Paaren ausging, mischte sich mit den übrigen Rhythmen und Tempi des Wahnsinns zu einem Chaos des Entsetzens, dem nur ein Verstand jenseits von Raum und Zeit standhalten konnte.

Dieses fürchterliche Chaos drängte und wälzte sich über Frezzas Seele und es schien ihr, als müßten die Grenzen ihres Wesens unter diesem Drucke gesprengt werden. In dem verzweifeltsten Drange sich von ihm irgendwie zu befreien, brach sie plötzlich in ein lautes grelles Lachen aus.

Da stockte wie auf einem Schlag alle Bewegung, die Musik hielt mitten im Tempo an, die Tänzer hingen noch mit einem Bein in der Luft, und wie aus einem Munde tönte der Ruf: „Ein Mensch ist hier!“ durch den Saal.

„Was taten Sie Unglückliche? Sie haben sich verraten“, raunte der Conte ihr ins Ohr. „Nun heißt es schneller sein als die andern.“

Schon hatten sich die Paare gelöst und drängten auf Frezza ein. Da hob der Graf sie hoch in die Luft, die Musik warf wieder ihre hegenden peitschenden Wellen durch den Saal.

Frau Frezza fühlte, daß sie mit dem Conte hoch oben in der Luft tanzte und als sie an ihm hinunterfiel, waren auch seine Beine bis zu den Knien nackt, und das schauerliche Rasseln der losen Knochen klang ihr nun ganz dicht in den Ohren.

Er drehte und wirbelte sie umher, wie der leidenschaftliche Taifun schoß er mit ihr an der hochgewölbten Decke hin. Von unten hörte man Zischen und Zehlen und Händeklappern — der Höhepunkt des Wahnsinns schien erreicht.

Plötzlich tönte aus der Ferne ein Schlag, wie wenn eine Welt in Stücke barst — das Licht erlosch. Totenstille stutete wie Oel über den rasenden Orkan, der eben noch in steilen Wellen hoch aufgebraust war.

Das Gebäude war verschwunden. Etwas Weites, Dodes streckte sich umher aus. Seltsam springende Flammen huschten umher.

Ein jäher Blitz fuhr von oben in die Finsternis und beleuchtete eine sich weißhin dehnende Gräberstätte.

Frezza hing fast leblos an dem Arm des Conte.

War das noch der Conte?

Ein Totenkopf grinste sie an.

„Eine Minute noch bis Mitternacht“, stöhnte er, „eine kostbare Minute, dann nimmt mich endlich das Jenseits an. Aber diese Minute ist noch

mein und dein, deinen Kuß soll sie mir geben, den letzten Hauch der Wärme, der glühenden Erinnerungen seliger Zeiten."

Un der neigte sich über sie. Wie ein schneidender Nordwind ging es über sie hin, alles Blut erstarrte in unerträglichem Entsetzen. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus und sank in einen Abgrund tiefer Finsternis hinab.

Als sie langsam wieder zur Höhe kam und um sich sah, lag sie im Bett.

Zur Seite sah ein Mann, neben ihm auf dem Stuhl lag ein grauer Zylinder.

Frau Frezza fuhr wild in die Höhe.

„Das Gespenst", schrie sie und zeigte auf den Hut.

Der Mann lächelte beruhigend.

„Wir mußten den Arzt holen, Gnädigste", rief das Zimmermädchen.

„Nun ist das Schlimmste vorüber", sagte dieser. „Aber hier das Gespensterbuch, der Katalog des Panoptikums und die Erkältung in der Winternacht — das war genug für zarte Nerven. Sie müssen einen schönen Hegehsabbat erlebt haben."

„Aber ich habe mich gar nicht gefürchtet", sagte Frezza.

„Es scheint so", meinte der Arzt und sah auf das Fieberthermometer, das nahe an 40 Grad stand.

Die Kulturgrundlagen Frankens und ihre Auswirkung in seine Geschichte

Von Professor D. Hausmann-Bülow

(Schluß)

Nicht gerade der Lage, aber eigenartig trennender Bedeutung nach schiebt sich zwischen Würzburg und Bamberg die freie Stadt Nürnberg. Sie hat, richtig gewertet, nicht entfernt so viel mit dem sogenannten Mittelfranken zu tun als Würzburg mit Unterfranken, gleichbedeutend dem alten Ostfranken, und Bamberg mit dem sogenannten Oberfranken.

Es ist zu oberflächlich gesagt, wenn Kulturschreiber die völkische Herkunft der Nürnberger für unklar halten. Warum denn auch? Alles weist darauf hin, daß dort Wendens saßen, die von Bayern überzogen wurden und einen geringen ostfränkischen Einschlag erhielten, dafür aber umso wirkungsvoller, nach Begründung des Stadtwesens, von hervorragenden geistigen und wirtschaftlichen Kräften aus vorgeschrittenen wendischen Gebieten durchdrungen wurden, die sich von der völkischen Gemeinschaft angezogen fühlten. Die eben erwähnte Auswanderung wohlhabender Würzburger Bürger, die Nürnbergs Aufschwung begründet hätten, ist problematisch. Man denkt weit richtiger an den Vergleich mit Venedig, das auch sagenhafter Herkunft, aber gleichfalls eine Volksmischung hatte, die sich großartig auswirkte. Denn als großartig ist auch der Werdegang Nürnbergs zu bezeichnen. Die Venetianer haben übrigens zeitweise Nürnberg als das einzige ihnen halbwegs ebenbürtige Stadtwesen geschätzt, und die Merkmale mancherlei Gleichlaufs sind in der Tat unverkennbar. Wenn Aeneas Silvius um 1460 berichtet, daß Nürnberg zwischen Bayern und Franken liege, und daß die